

Macht Arbeit das Leben süß oder verdirbt sie den ganzen Tag? Kommt es darauf an, sich in der Arbeit zu verwirklichen oder sich von ihr zu befreien? Schafft Arbeit „die Grundlage aller menschlichen Zivilisation“ (Jeremy Riffkin) oder ist sie „die Ursache nahezu allen Elends in der Welt“ (Bob Black)? Nach der Liebes-Tätigkeit ist die Arbeits-Tätigkeit – zeugen und erzeugen – die fruchtbarste Variante menschlichen Tuns. Nach der Gewalt-Tätigkeit ist die Arbeits-Tätigkeit – „Arbeit macht zunichte, um zuwege zu bringen“ (Clausen 1988, S. 265) – die gefährlichste Variante menschlichen Tuns. „Arbeiten ist gefährlich. Man setzt neue Produkte in die Welt, die zunächst einmal niemand braucht. Man lässt sich auf Formen des Umgangs miteinander ein, die gegen alle guten Sitten verstoßen. Und man verwendet Zeit für sie, die andernorts verloren geht“ (Baecker 2007, S. 56).

Die Digitalisierung bringt Arbeit wieder auf vordere Plätze der Agenda des öffentlichen Gesprächs. Zweckoptimismus, viele Befürchtungen, allerlei Fantasien vermengen sich zu einem Zukunftsszenario, das von Gefühlen der Unentrinnbarkeit stärker bestimmt wird als von Ambitionen gesellschaftlicher Gestaltung. Die öffentliche Meinung ist sich sicher, dass es mit der Arbeitsgesellschaft im Wesentlichen so weiter geht, für Aufregungen sorgen nur die Teufel sich verändernder Details der Produktions- und Kommunikationsprozesse. Unter dem Label „Industrie 4.0“ beziehungsweise „Arbeit 4.0“ wird die Digitalisierung als eine Art moderner Dampfmaschine dargestellt. Von den Webstühlen und Lokomotiven des 18. Jahrhunderts (1.0) über das Fließband des Fordismus (2.0) und die elektronische Automatisierung (3.0) wird eine Linie gezogen hin zur Digitalisierung. Industrielle Revolution in der vierten Auflage sozusagen. Dieses lineare Denken erlaubt es, einerseits von Epochenwandel und Zeitenwende zu reden, aber andererseits keine neuen Fragen zuzulassen. Gestellt und diskutiert werden die alten Problemlagen: Mehr Arbeitsplätze oder weniger, Aufwertung

der Arbeitstätigkeit oder Dequalifizierung („lousy or lovely jobs“), mehr Selbstbestimmung oder noch mehr Kontrolle, bessere Verhandlungspositionen der Beschäftigten oder weitergehende Prekarisierung. Die Potenziale des Computers als Medium der Kommunikation und als Technik des Arbeitens werden im Kontext der Strukturen der Arbeitsgesellschaft gedacht und behandelt. Der Digitalisierung sollen die Fesseln der Arbeitsgesellschaft angelegt werden.

In der landläufigen Unterscheidung zwischen Arbeit und Leben schwingt – arbeitest du noch oder lebst du schon? – eine kritische Distanz mit, die es nicht für möglich hält, dass Arbeiten Teil des guten Lebens sein kann. Anhänger der Arbeitsgesellschaft widersprechen dieser Wertung, sie sehen das Arbeiten nicht nur im Reich der Notwendigkeit angesiedelt, sie wollen es auch als Königsweg der Selbstverwirklichung, als Lebenssinn stiftende Tätigkeit gewürdigt wissen.

Die sozialwissenschaftliche Öffentlichkeit diskutiert im Zusammenhang mit der Digitalisierung auch weitergehende Überlegungen. Flutet eine neue Welle des Kapitalismus gewohnte Grenzen zwischen Arbeit und Leben und erobert in einer Art „Landnahme“ (Dörre 2009) bislang wirtschaftsferne Gefilde? Oder überwindet die Digitalisierung alte Knappheitsprobleme, löst die Fixierung auf Eigentum zugunsten der Möglichkeiten des Zugangs (Rifkin 2014 und 2000) und befreit so von Arbeitsnotwendigkeiten? Hannah Arendt hat schon Mitte der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts die Diagnose gestellt, der Arbeitsgesellschaft komme die Vorstellung abhanden, dass sinnvolles Tun jenseits des Arbeitens erstrebenswert, ja überhaupt möglich sei (Arendt 2007 [1958]). Die Angewohnheit, fast jegliche Tätigkeit Arbeit zu nennen, und eine tatsächliche Inflation des Arbeitens, die kaum Raum für andere Tätigkeiten lässt, gehen in der Arbeitsgesellschaft Hand in Hand.

Einer Tätigkeit ist zwar oft, aber nicht immer anzusehen, ob sie als Arbeitsleistung verrichtet wird. Wie wird ein Essen zum Arbeitsessen, wodurch werden Singen und Tanzen, Lesen und Sprechen, Fahren und Laufen zur Arbeitstätigkeit? Arbeitszeiten, Arbeitsinstrumente, Arbeitskleidung helfen der Wahrnehmung, Arbeitstätigkeiten zu identifizieren. Offenkundig ist es nicht die Handlung an sich, die sie als Arbeitsleistung ausweist, sondern der Sinnzusammenhang, in dem sie geschieht. Ein und demselben Tun kann die Bedeutung Arbeit gegeben werden – oder nicht. „Die Welt flüstert uns ihren Sinn nicht zu. Und die Objekte verraten uns nicht ihre Bedeutung. Die Verhältnisse sind stumm. Wir müssen uns mithilfe unserer Unterscheidungen, unserer Bezeichnungen und Beschreibungen ein Verständnis von der Welt, den Dingen und den Verhältnissen erarbeiten“ (Bardmann 2015, S. 10). Handeln von anderem Handeln als Arbeitstätigkeit zu unterscheiden, es so zu bezeichnen und so zu beschreiben, setzt voraus, dass der Arbeit gesellschaftlich ein besonderer Sinn gegeben wird, dass es ‚einen Unterschied macht‘, in irgendeiner Weise informativ ist.

2.1 Arbeit stellt die Leistungs- und die Verteilungsfrage

Die hier vorgelegten Analysen wenden sich von einem reinen Handlungsverständnis ab und fassen Arbeit als eine soziale Beziehung auf, in der sich drei Komponenten koppeln: Der Bedarf, die Leistung und der Gebrauch. Bedarf verlangt nach einer Leistung, die zu einem Erzeugnis, einem Produkt oder einem Dienst, führt. Das Erzeugnis kommt im Arbeitsprozess doppelt vor: als Resultat der Leistung und als (häufig über Märkte vermitteltes) Objekt des Gebrauchs. Erwartbar ist ein Spannungsverhältnis zwischen den Maßstäben, welche der Leistungsprozess anlegt, und den Kriterien, welche der Gebrauch von den Erzeugnissen erfüllt wissen will. Der Gebrauch des Erzeugnisses befriedigt den Bedarf – bis neuer Bedarf entsteht, der eine neuerliche Leistung erfordert. Arbeit als zirkulären Selektionsprozess in Form eines Dreiecksverhältnisses zu verstehen, zu beobachten und zu beschreiben, bildet ein Fundament des weiteren Argumentationsganges (vgl. auch Arlt und Zech 2015).

Das Arbeitsverständnis, das mit der Einheit der drei Selektionen Bedarf, Leistung und Gebrauch operiert, beansprucht alle Formen der Arbeit zu erfassen, sei es Lohnarbeit, Selbstständigkeit oder Sklavenarbeit, sei es Produktion oder Dienstleistung, sei es landwirtschaftliche, handwerkliche oder industrielle Arbeit, sei es Wissensarbeit. Unter Bedingungen der Arbeitsteilung – und einfache Formen der Arbeitsteilung treten in jeder Familie auf, kennen schon archaische Stämme – deckt die persönliche Arbeitsleistung den eigenen Bedarf nicht. Die Einzelnen sind davon abhängig, auf Erzeugnisse von Leistungen zugreifen zu können, die von anderen erbracht wurden. Deshalb unterscheidet sich die Arbeitsleistung von anderen Tätigkeiten markant dadurch, dass sie eine Gegenleistung zumindest im Blick haben muss, dass sie auf irgendeine, historisch höchst variable Art der Reziprozität, der „Bezahlung“ aus ist. Arbeit findet – wie Kommunikation – als sozialer Prozess statt, weil die Einen nicht ohne die Anderen und die Anderen nicht ohne die Einen bewerkstelligen können, dass sie gelingt. Das Arbeiten ist wie das Kommunizieren kein individueller Akt, wie sehr individualistische Deutungsmuster diesen Eindruck auch zu vermitteln versuchen und wie augenscheinlich der operative Vollzug der Arbeitstätigkeiten eine solche Deutung auch zu bestätigen scheint.

Arbeit, begriffen als dreifache Selektion von Bedarf, Leistung und Gebrauch, wird als Anfang der Wirtschaft erkennbar und damit als Wirtschaftsprozess identifizierbar. Sie stellt die Leistungs- und die Verteilungsfrage. Gesellschaften geben im historischen Prozess sehr verschiedene Antworten darauf: Wer welche Leistungen erbringt und wie, unter welcher Regie. Nach welchen Regeln

die Produkte und Dienste verteilt werden, ob sie von einer herrschenden Instanz zugeteilt oder auf Märkten angeboten werden. In welche sozialen Formen sich der gesellschaftliche Zusammenhang der Arbeit auch ausdifferenziert, er funktioniert nur als – inzwischen globales – Beziehungsgefüge. Die Verwunderung über die weltumspannende Gesellschaftlichkeit, in die das moderne Individuum integriert ist, hat sich heute weitgehend in Selbstverständlichkeit aufgelöst, im 19. Jahrhundert war sie noch groß.

Globales Beziehungsgefüge im 19. Jahrhundert

Der Berliner Ingenieur Leberecht Hühnchen, Icherzähler in Heinrich Seidels gleichnamigem Roman, bezieht mit seiner zweiten Frau Frieda die erste gemeinsame Wohnung und staunt: „Orient und Occident wurden in Thätigkeit gesetzt, nur damit wir uns ein Nest bauen konnten. In China spannen die Seidenwürmer, in Schlesien schnurrten die Webstühle, in Solingen hämmerten die Schmiede und an verschiedenen Orten glühten die Porzellan- und Glasöfen für uns. Hölzer aus den fernsten Weltteilen schleppte man herbei, unsere Möbel zu schmücken, der Elefant lieferte seine Zähne, der Wal sein Fischbein, das Pferd sein Haar, das Schaf seine Wolle, Palmen ihren Bast, die Tiere aller Zonen ihre Häute, Hörner und Knochen, nur weil wir heiraten wollten. Die Bergwerke Nevadas gaben ihr Silber her, Australien sein Gold, Britannien sein Zinn, Schweden sein Kupfer und Westfalen sein Eisen. Alles für uns. Wahrlich, wenn man sich eine Vorstellung machen will von dem subtilen Räderwerk der modernen Kultur und von dem weit verzweigten Spinnennetze, das Handel und Verkehr über die ganze Welt gesponnen haben, da braucht man sich nur auszumalen, welch einen verzwickten Mechanismus ein einziges anspruchsloses Paar in Thätigkeit setzt, nur um sich ein bescheidenes Nest zu gründen“ (Seidel 1907, S. 169).

Das Erklärungspotenzial der Arbeit als Dreiecksverhältnis liegt nicht nur darin, dass von Handlung auf Beziehung umgestellt wird. Es tritt vor allem der Auswahlcharakter jeder der drei Komponenten hervor. Der im konkreten Fall geltend gemachte Bedarf, die jeweilige Leistung, der darauf folgende Gebrauch könnten immer auch anders gewählt werden, wären zumindest auch anders vorstellbar. Nur ein solcher für andere Möglichkeiten offene Blick lässt die sich selbst verstärkenden Effekte einmal getroffener Entscheidungen hervortreten, macht Pfadentwicklungen und strukturelle Verfestigungen sichtbar. Die Kontingenz jeder der drei Komponenten – ihre gerade real existierenden Ausprägungen sind weder notwendig noch unmöglich – erinnert an die jederzeitigen Veränderungschancen.

Sie verweist aber auch auf die Grenzen der Beliebigkeit von Veränderungen, denn die drei Komponenten können sich nicht restlos gegeneinander verselbstständigen, ihre wechselseitigen Anschlussfähigkeiten müssen gewahrt bleiben. Das trifft nicht auf die personelle Handlungsperspektive zu – der einzelne Konsument *muss* keinen Gedanken auf den Leistungsprozess verwenden, weder als Kunde im Warenhaus noch als Verbraucher von Autos, Unterhaltssendungen oder Urlaubsreisen. Für Akteure können sich die drei Komponenten vollständig entkoppeln. Weshalb Analysen, die sich alleine auf Akteursperspektiven verlassen, dazu tendieren, die Komplexität der Arbeitsverhältnisse zu unterschätzen.

2.2 Hochform der Entfremdung

Arbeitstätigkeiten haben mit dem Bedarf und dem Gebrauch zwei unterschiedliche Bezugspunkte. Beide Bezüge sind *systematisch* unabdingbar. Wo kein Bedarf herrscht, braucht nichts geleistet zu werden, wo kein Gebrauch davon gemacht wird, strengt sich jemand vergeblich an. Wer durch eigenen Bedarf veranlasst wird, Arbeitstätigkeiten zu verrichten, geht keiner freien Tätigkeit nach. Historisch ist es vielfach sogar Herrschaft, die zu Arbeitsleistungen zwingt, deren Gebrauch andere ohne eigene Leistung genießen können.

Mit dem Gebrauch ist zugleich eine Konditionierung der Arbeitstätigkeit festgeschrieben, welche auch diejenigen bindet, die über ihre eigene Arbeitsleistung scheinbar frei verfügen können. Die Forderung nach „selbstbestimmter Arbeit“ erweist sich als Widerspruch in sich, weil die Abhängigkeit von der Gebrauchsentscheidung Anderer für Arbeit konstitutiv ist. Damit ist nicht für jeden Einzelfall ausgeschlossen, dass es sich um eine selbstbestimmte Tätigkeit handelt, aber das ist dann nicht mehr als ein glücklicher persönlicher Umstand. Auch „gute Arbeit“ kann im Normalfall keine freie, selbstbestimmte Tätigkeit sein – weil sie Arbeit ist.

Der Bedarf als Ausgangspunkt der Arbeit verweist auf deren existenzielle Bedeutung, denn ohne zu arbeiten, lässt sich menschliches Überleben nicht dauerhaft sicherstellen, können sich weder menschliche Gemeinschaften noch Gesellschaften etablieren. Dem Bedarf liegt ein natürliches Habenmüssen zugrunde, das den Menschen als ein bedürftiges Wesen ausweist. Solange Arbeitsleistungen nur Reaktionen auf diese Bedürftigkeit sind, entsteht kein Risiko, dass ihre Erzeugnisse und Dienste nicht gebraucht würden. Menschen sind jederzeit bedürftig, aber nicht immer arbeitsfähig. Sie lösen dieses Problem über viele Jahrhunderte hinweg durch Familienbildung. Für Familienangehörige

wird mit gearbeitet und wer mit arbeitet und sei es als Sklave, so will es eine lange Tradition, gehört irgendwie auch zur Familie. Auf die Idee, dass die Bedarfsbefriedigung der einzelnen Personen von deren individueller Arbeitsleistung abhängig zu machen sei, ist dabei niemand gekommen.

Das Motiv der Arbeitstätigkeit, das Warum der Arbeitsleistung liegt in einem Habenmüssen oder einem Habenwollen. Es ist nicht die Tätigkeit selbst, die dazu motiviert, sie auszuüben, sie ist nur Mittel. Darüber hinaus muss das Ziel der Leistung, der Gebrauch, die Arbeitenden nicht persönlich betreffen; etwa wenn Arbeiter Luxusgüter herstellen, selbst aber in Slums wohnen und unter Mangelernährung leiden. Die „Werktüchtigen“ arbeiten für *ihren* Bedarf, aber die praktische Tätigkeit, die sie dafür verrichten, zielt in der Regel auf einen Gebrauch durch andere: Die Autoreparaturen, die der Kfz-Mechatroniker ausführt, beruhen auf dem Bedarf von Kunden, die sich dafür entschieden haben, den Dienst dieser Werkstatt zu gebrauchen. Automechatroniker müssen sich einbilden, sofern sie nicht unzufrieden mit sich und der Welt sein wollen, dass es einem mitteleuropäischen Menschenleben einen guten Sinn gibt, zwischen dem etwa 18. und vielleicht 67. Lebensjahr von den 168 h einer Kalenderwoche, Urlaubswochen ausgenommen, rund ein Viertel mit dem Reparieren der Autos anderer Leute zu verbringen. Zum dritten kann die Arbeitsleistung selbst in sich so stark ausdifferenziert sein, dass der Zusammenhang zwischen einer Einzeltätigkeit und dem Erzeugnis nur noch für den Regisseur des Leistungsprozesses ersichtlich ist.

Slogans wie „Keine Arbeit ist so schlimm wie keine“ und „Sozial ist, was Arbeit schafft“ sind keine demagogischen Erfindungen, sie bringen den primären Sinn der Arbeitsleistung für Individuen auf den Punkt. Es kommt nicht auf die konkrete Arbeitstätigkeit an, sondern auf das Faktum der Arbeitsleistung, die mit einer Gegenleistung rechnen darf. Der persönliche Bedarf verursacht die Arbeitsleistung an sich, die konkret ausgeübte Tätigkeit hat in der Regel nichts mit ihm zu tun, Produkte und Dienste werden in der Hoffnung angeboten, das Andere von ihnen Gebrauch machen.

Um der Tendenz der Arbeitsgesellschaft entgegen zu wirken, als nennenswerte Unterscheidung nur noch die zwischen Arbeitstätigkeit und Faulheit bzw. positiv: Erholung anzuerkennen, gilt es, an weitere Tätigkeitsweisen wie Engagement, Muße und Spiel zu erinnern. Engagement nenne ich Tätigkeiten, die für den Gebrauch durch andere geleistet werden, ohne von einem eigenen Bedarf oder durch einen anderen äußeren Zwang dazu veranlasst zu werden. Die Entscheidung für eine solche Tätigkeit fällt nicht um dieser Tätigkeit willen, sondern wegen der Gebrauchsmöglichkeiten des Produkts bzw. Dienstes durch andere. Ein solches Tun ist trotz seiner Nützlichkeit für andere aus dem wirtschaftlichen

Zusammenhang herausgetreten. Üblicherweise ist von „Freiwilligenarbeit“ und „Ehrenamtlichkeit“ die Rede. Hier von Arbeit zu sprechen, schafft eine Verwirrung, die der Arbeitsgesellschaft nicht unwillkommen ist. Die Unterscheidung zwischen Arbeit und Engagement macht es nicht erforderlich, den Arbeitsbegriff auf Erwerbsarbeit zu reduzieren. Unbezahlte Hausarbeitstätigkeit zum Beispiel fällt nicht unter Engagement, weil zum Gebrauch durch andere auch der eigene Bedarf tritt und von Entscheidungsfreiheit keine Rede sein kann.

Bleiben Tätigkeiten, die weder durch Bedarf hervorgerufen noch für den Gebrauch bestimmt sind. Für Handeln, das um seiner selbst willen geschieht, sind die Muße und das Spiel repräsentativ. Die Qualität der Muße spiegelt sich „in der paradoxen Formulierung einer passiven Aktivität bzw. einer aktiven Passivität“ (Arlt und Zech 2015, S. 18). Muße lässt sich begreifen als ein Loslassen, das ein Empfangen ermöglicht, das zu einer Begeisterung, gegebenenfalls auch Bildung führt, die loszulassen erlaubt, also gerade nicht Schul- oder Ausbildung meint (genauer dazu ebda, S. 14–18). In der Semantik des Spiels treten sechs Eigenschaften hervor: „Selbstzweck, autonome Sinnstiftung, Wahlmöglichkeiten auf der Basis von Regeln, Offenheit des Ausgangs, der Blick für die anderen, Freiwilligkeit der Teilnahme“ (Arlt F. 2015, S. 17). Das Spiel lässt sich verstehen als ein Loslassen, das zu einem Teilnehmen führt, welches ein Erleben ermöglicht, das zur Wiederholung des Loslassens einlädt. Deshalb ist es so schwer, mit dem Spielen aufzuhören – es sei denn, das Spiel wird instrumentalisiert, etwa als Vorführung für ein zahlendes Publikum.

Allerdings, nur aus Muße und Spiel entsteht keine funktionsfähige Gesellschaft. Die ideale Tätigkeit alleine macht keine Gesellschaft möglich – im doppelten Sinn, den die Grammatik dieses Satzes hergibt. Eine funktionierende Gesellschaft braucht auch Arbeit, also unfreie Tätigkeiten. Die entscheidende Frage ist, in welchem Verhältnis ideale und unfreie Tätigkeiten zueinander stehen. Die Arbeitsgesellschaft legt ihr ganzes Gewicht in die Waagschale der unfreien Tätigkeiten und gaukelt uns vor, es liege ans uns selbst, an jeder und jedem Einzelnen, ihnen Freiheitsmomente abzugewinnen.

Die Sehnsucht nach Tätigkeiten, die zumindest eine Identifikation mit dem Ziel oder besser noch mit der Tätigkeit selbst ermöglichen, hat die Arbeitsgesellschaft nie verlassen. Der Traum lebt, dass die Arbeitstätigkeit auf Engagement beruht, dass sie musische oder spielerische Elemente beinhaltet, dass der Beruf vielleicht sogar Berufung ist. Andererseits wird diese Sehnsucht instrumentalisiert, indem versucht wird, Arbeitsleistungen mit Sinn auszustatten, der den Eigensinn der Arbeit weit übersteigt, um so Akzeptanz für Arbeitsleistungen jenseits ihrer wirtschaftlichen Funktion zu beschaffen.

Erstes Zwischenfazit

Das Motiv des Handelns, die Handlung selbst und das Ziel der Handlung erweisen sich im Fall der Arbeit als drei verschiedene Dinge. Weshalb, wie und wofür die Arbeitstätigkeit ausgeübt wird, unter jedem dieser drei Aspekte kann der Arbeitskraft die Möglichkeit entzogen werden, selbst zu entscheiden. Trifft alles drei gleichzeitig zu, das Motiv liegt nicht in der Handlung selbst, die Handlungsbedingungen werden von anderen gesetzt, das Ziel der Handlung betrifft den Akteur nicht, dann haben wir es mit der Hochform der Entfremdung zu tun.

Dieser dreifache Entzug von Selbstbestimmung sensibilisiert dafür, dass Arbeit nicht alles sein kann. Arbeiten ist nicht die einzige Weise, wie sich Menschen als tätige Wesen entfalten können. Denn es gibt sowohl Tätigkeiten, die um ihres Zielen willen ausgeführt werden: Im Engagement fallen Motiv und Ziel zusammen. Es gibt sogar Tätigkeiten, die wie die Muße und das Spiel um ihrer selbst willen ausgeübt werden, das heißt Motiv, Handlung und Ziel sind eins.

2.3 Illusionsfabrik „Gute Arbeit“

Die Leistung steht im Zentrum des Arbeitsgeschehens. Die sachliche Bandbreite, die soziale Form und der technische Standard der Arbeitsleistungen sind in ihren Variationen kaum zu überblicken. Für den Leistungsprozess der Arbeit macht es den größten Unterschied, ob er in das Alltagsleben integriert ist und dadurch ganz selbstverständlich Rücksichten nehmen muss auf die physischen, psychischen und sozialen Bedürfnisse der Menschen. Solange sie eine Tätigkeit unter vielen anderen bleibt, wird die Arbeitstätigkeit in den Lebensrhythmus so eingepasst, dass einerseits ihren Erfordernissen Rechnung getragen wird, andererseits aber „das Leben“ nicht zu kurz kommt. Häufig treten jedoch Formen der sozialen Ausgrenzung der Arbeitstätigkeit auf, historisch zunächst besonders nachdrücklich in hierarchisch geschichteten Gesellschaften. Hier werden die Arbeitsleistungen solchen Personen zugewiesen, die entweder auf der untersten sozialen Stufe stehen oder nicht einmal als Angehörige der Gesellschaft anerkannt sind.

Zu den Kennzeichen der modernen Gesellschaft gehört, dass sie den Leistungsprozess der Arbeit *funktional* ausgrenzt. Das drückt sich aus in Gegensatzpaaren wie Arbeitszeit und Freizeit, Beruf und Familie oder in einer Formulierung wie „work-life-balance“. Die Form, in der die Ausdifferenzierung geschieht, ist die Organisation. Von ihr erhalten Arbeitskräfte

Leistungsangebote – die lange Zeit normale Bezeichnung „Arbeitsplätze“ erweist sich inzwischen als zu eng –, um in unterschiedlichen Formen der Kooperation Produkte zu fertigen und Dienste zu verrichten. „Innerhalb der Organisationen und mit ihrer Hilfe lässt die Gesellschaft die Grundsätze der Freiheit und der Gleichheit scheitern“, schreibt Niklas Luhmann (1994, S. 192) und er sagt nicht innerhalb von Profit-Organisationen. Es wäre auch jenseits aller Realitäten, wollte man die Leistungsprozesse in Öffentlichen Verwaltungen, Verbänden, Stiftungen, Wohlfahrtsorganisationen so beschreiben, als seien hier freie und gleiche Individuen am Werk. Die Fokussierung des kritischen Blicks auf Profit-Organisationen, lenkt davon ab, wie wenig Arbeit und Freiheit einander vertragen. „*,ch arbeite frei‘, stellt sie sich vor. ‚Unmöglich‘, sage ich, ‚entweder man arbeitet oder man ist frei‘*“ (Arlt 2015, S. 29). Das Illusionäre der Vorstellung linker politischer Freunde der Arbeit, Arbeitsgesellschaft und Emanzipation zu versöhnen, zeigt sich an den Organisationen besonders klar.

Die funktionale Ausdifferenzierung der Arbeitstätigkeit ändert nichts daran, dass es mit dem ganzen Menschen zu tun bekommt, wer Arbeitskräfte einsetzt. Die Frage, wie weit Körper, Psyche und soziale Kontakte, also Kommunikation, sich den Arbeitstätigkeiten anzupassen haben, stellt sich laufend; sie wird unter dem Titel „Humanisierung der Arbeit“ auch umgekehrt gestellt. Mit welchen Leistungserwartungen die Arbeitskraft sich konfrontiert sieht und welche Ansprüche die Arbeitenden an die Arbeitsbedingungen geltend machen können, die Auseinandersetzungen darüber werden primär in den Organisationen, aber auch auf gesellschaftlicher Ebene politisch ausgetragen.

Der Einsatz der Technik spielt für den Leistungsprozess eine besondere Rolle. Solange nur Handwerkszeug zum Einsatz kommt, ist die unterstützende, entlastende, Effektivität fördernde Funktion der Technik eindeutig. Das heute viel diskutierte Problem stellt sich noch nicht, ob der Mensch die Technik oder die Technik den Menschen beherrscht. Technische Abläufe unterscheiden sich von biologischem, psychischem und sozialem Geschehen in vielen Hinsichten, ein Aspekt scheint für Arbeitstätigkeiten der überragende zu sein: die „feste Koppelung kausaler Elemente“ (Luhmann 2000, S. 364), das heißt, die berechen- und bestimmbare Abfolge eines Leistungsprozesses, in dem ein bekanntes und definiertes Ereignis die Ursache für das nächste bekannte und definierte Ereignis wird und so weiter und so weiter bis zum fertigen Erzeugnis. Einmal eingerichtet, lässt die Technik, solange sie funktioniert, einen dissensfreien, ungestörten Leistungsprozess ablaufen. Zudem können Grenzen menschlicher Leistungsfähigkeit, etwa Kraft und Geschwindigkeit betreffend, sowie Einschränkungen menschlichen Leistungswillens, etwa Unlust, Müdigkeit, Widerspenstigkeit, mit Technik, mit Maschinen, Automaten, Robotern, überwunden werden.

Wie jede Handlung unterliegt auch die Arbeitstätigkeit zeitlichen, räumlichen, sachlichen und sozialen Konditionierungen. Anhand welcher Kriterien werden von wem Festlegungen getroffen? Eine durchgängig fremd bestimmte Tätigkeit zeichnet sich dadurch aus, dass die Handelnden vorgegeben bekommen, von wann bis wann, wo, auf welche Weise und mit wem sie tätig zu werden haben. Die Ordnung, in der Arbeitstätigkeiten verrichtet werden, ist zuallererst ein Verbots-Regime, das regelt, was man alles *nicht* machen darf während der Arbeitszeit. Gefängnis, Militär und Fabrik tauchen hier als Assoziationen auf. „Jederzeit die Regeln vorzugeben, nach denen die Menschen ihre Zeit aufteilen müssen, und die Räume, in denen sie sich zu bewegen haben“, nennt Oskar Negt (2001, S. 143) ein Merkmal von Herrschaft. Abhängige Beschäftigung weist solche Merkmale ohne Zweifel auf. Sie werden üblicherweise dem Arbeitgeber angelastet. Unberücksichtigt bleibt in diesem Zusammenhang oft, dass auf selbstständige Arbeitsleistungen die Erwartungen und Ansprüche der Gebrauchsseite, der Kunden, nicht selten direkter und härter durchschlagen als auf die abhängige Beschäftigung.

Solcher Fremdbestimmung wird die Forderung nach guter Arbeit entgegengestellt. Der DGB-Index Gute Arbeit beispielsweise nennt elf Kriterien zur Ermittlung der Arbeitsqualität von Einfluss- und Gestaltungsmöglichkeiten über soziale und emotionale Anforderungen bis zu Beschäftigungssicherheit und berufliche Zukunftssicherheit (Institut DGB-Index Gute Arbeit 2016). Dabei werden auch solche Fragen gestellt: „Müssen Sie Ihre Gefühle bei der Arbeit verbergen? Kommt es zu Konflikten oder Streitigkeiten mit KundInnen, PatientInnen, KlientInnen?“ (ebda.).

Ein derartiger Forderungskatalog tappt in die Falle der Arbeitsgesellschaft, möglichst jede sinnvolle Tätigkeit als Arbeitstätigkeit zu klassifizieren und entsprechend für Arbeitstätigkeiten auch allgemeine Kriterien guter Tätigkeiten einzufordern. Es werden Wohlfühlpakete geschnürt, die zwei interessante Konsequenzen haben. Zum einen führen solche Wunschzettel dazu, dass sich unerfüllte Punkte zuhauf finden, sobald sie mit Realitäten der Arbeitswelt konfrontiert werden. Es bieten sich laufende Anlässe für Mängelrügen und Vorwürfe, für Jammern und Wehklagen. Zum anderen suggerieren solche Wunschzettel, hier würden angemessene, grundsätzlich erfüllbare Erwartungen an Arbeit vorgetragen, aus der Arbeitsgesellschaft könne eine gute Gesellschaft werden; das heißt, es werden Illusionen verbreitet. Die Forderung nach Befreiung *in* der Arbeit gerät zum Gegenprogramm der Forderung nach Befreiung *von* der Arbeit – obwohl doch klar ist: Je größer die Notwendigkeit, eine Arbeitsleistung zu erbringen, desto mehr wächst die Bereitschaft, noch die schlechtesten Arbeitsbedingungen zu akzeptieren.



<http://www.springer.com/978-3-658-15285-7>

Arbeit und Freiheit

Eine Paradoxie der Moderne

Arlt, H.-J.

2017, IX, 38 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-15285-7